

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 14 (1972)

Artikel: Die Bündner Frau im Wandel der Zeiten
Autor: Müller, Iso
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Bündner Frau im Wandel der Zeiten

von Pater Iso Müller

Noch klingt es mir in den Ohren, wie unser Professor an der Universität, Gustav Schnürer, ein letzter Vertreter der Universalhistorie, uns immer wieder an das *Cherchez la femme* erinnerte und dann den großen Einfluß der Frau im Laufe der Jahrhunderte auf Politik und Mystik darlegte. Man denke nur an die vielen hervorragenden Persönlichkeiten wie Chlotilde und Bertha, Blanca von Kastilien, an die Kaiserinnen Mathilde, Adelheid und Beatrix, an die politischen Mystikerinnen wie Katharina von Siena und Jeanne d'Arc. Wie das in der großen Geschichte war, so auch in der kleinen, in der Welt der Rätia.

1. Die Frau im Mittelalter

Schon am Horizont der frühen Zeit steht eine großartige Frau, die *Alemannin Teusinda*, die Gemahlin ausgerechnet jenes Präses Victor, der Rätians Selbständigkeit und Souveränität gegen die Franken verteidigte, der für seine Familie ein eigenes Mausoleum errichtete, der den Franken Sigisbert in Disentis kein Kloster gründen ließ, der die Reliquien des hl. Gallus von der Steinachabtei nach Chur entführen wollte, um Chur zum Zentrum der Wallfahrt zu machen. Teusinda war es auch, die den Alemannen Otmar an den Hof des Präses brachte, wo er Bildung und Weihe erhielt, bis er 719 das Kloster Sankt Gallen errichtete. Und Teusinda hat ihren Sohn Tello in hervorragender Weise erzogen, so daß er den Churer Bischofsstuhl besteigen konnte und in dieser Eigenschaft das Kloster

Disentis lebensfähig machte. Wiederum war es Teusinda, die mit ihrem alemannischen Namen überhaupt der germanischen Namenwelt im rätischen Territorium weiteren Eingang verschaffte, denn nicht nur ihr Sohn Tello trug einen deutschen Namen, auch ihre Enkelinnen Teusinda und Odda. So ist der Einfluß von Victors Gemahlin gleichsam mit Händen zu greifen. Ohne Zweifel würde man sie heute als *the first lady of Raetia* bezeichnen.

Teusinda wurde nie als Heilige verehrt, diesen Ruhm erlangte erst *Emerita*. Ein geheimnisvoller Schleier liegt nicht nur über ihrer Herkunft, auch über ihrer genauen Lebenszeit. Nach allen Kultspuren dürfte sie jedoch im 10. oder 11. Jahrhundert gelebt haben, leuchtend durch ein heiliges Leben, wahrscheinlich auf gewaltsame Weise auf die Seite geschafft. Gerade diese Unklarheiten über ihr Leben gestatteten es, sie im 13. Jahrhundert zur Schwester des hl. Lucius zu machen, obwohl die karolingische Vita keine solche kennt. Daher wies man ihr auch den Vorraum der Luciuskrypta zu. Das bischöfliche Chur hatte nun ein mächtiges Geschwisterpaar als Schützer.

Nicht unbekannter Herkunft, sondern hochadeliger Geburt war *Uta von Tarasp*, die Gemahlin Ulrichs III. von Tarasp. Wie schon Gebhard II. aus der gleichen Familie, so entschloß sich auch Uta, ins hl. Land zu ziehen, nicht um zu kämpfen, sondern am Grabe des Erlösers zu beten. Vielleicht wollte sie sich auch karitativen Werken widmen. Sie starb

jedoch auf der weiten und gefährlichen Reise, wohl am 2. Dezember 1162. Ihre Dienerin Berntrudis kehrte mit der Habe und der Leiche ihrer Herrin zurück, die in der neu errichteten Marienberger Krypta beigesetzt wurde, wo man heute noch die Umrisse ihres nonnenhaften Bildes sehen kann.

Noch mehr in die mystische Welt führt uns *Agnes von Sent*, die Benediktinerin von Müstair, zu Anfang des 13. Jahrhundert. Sie verbarg den Leib des Herrn, den sie am Gründonnerstag mit zweifelndem Gewissen empfangen hatte, in ihrer Truhe. Als sich die Hostie in Fleisch und Blut verwandelte, entstand zu dieser sog. Bluthostie eine immer größer werdende Wallfahrt, die sich bis 1799 erhielt, bis die Reliquie im Franzosenkrieg verscholl. Niemand wußte, wohin sie gekommen war. — Solche Hostienwunder gab es im Mittelalter viele, sie gehen meist auf Visionen oder auf den sog. Hostienpilz zurück, also auf rote Pilzflecken. In Müstair ist zudem der Kult irgendwie im Zusammenhang mit der Einführung des Fronleichnamfestes, das dort schon 1280 gefeiert wurde.

Konnten wir bisweilen nur einzelne Persönlichkeiten hervorheben, so ändert sich das Bild im 12. Jahrhundert, da *Bischof Adalgott* 1151—1160 die Reform der Frauenklöster durchführt. Die weltlichen Kanonissen von Mistail hob er auf, die freien Kanonissen von Cazis führte er wieder als Augustiner-Chorfrauen zum gemeinsamen Leben zurück und stärkte innerlich Müstair und Schänis.

Die bestehenden Klöster genügten aber der wachsenden religiösen Frauenbewegung nicht. Um vielen Töchtern und Frauen doch irgendwelches klösterliche Leben zu ermöglichen, entstand Ende des 12. Jahrhunderts der *Verband der Beginen* in Brabant, eine Idee, die Mitte des 13. Jahrhunderts selbst bei der reichen Witwe Rigenza de Valle bei Somvix ein Echo weckte, die eine Beginenfamilie nördlich des Dorfes am Fuße der Tödigruppe ermöglichte. Rigenza brachte ein wahres Ganzopfer dar, schenkte ihren gesamten Besitz, Kühe, Rinder, Gefäße, Eisenwerkzeuge, der neuen Institution, die die Leute sehr ansprach. Die

Gründung erhielt sich noch bis ins 14. Jahrhundert hinein.

Nicht alle Töchter verließen ihr Heim, um Gott in einer religiösen Gemeinschaft besser dienen zu können, vielmehr gab es viele, die in der Welt blieben, um so ihre Familie und deren Besitz zu wahren. Es gab *Erbtöchter*, deren Herz über das Schicksal ganzer Landschaften entschied. So übereignete Anna von Wildenberg ihr Erbe ihrem Gatten Hugo III. von Werdenberg. Ein größeres Erbe besaßen die Vazer, das die Töchter des Donat von Vaz teilten. Kunigunde übergab ihren Teil ihrem Gemahl Friedrich von Toggenburg, Ursula dem Grafen Rudolf von Werdenberg-Sargans. Elisabeth, die Erbtöchter der Belmonter, übermachte ihrem Gemahl Caspar von Sax-Misox ihren Teil, so daß sich die Familie in Mittelbünden festsetzen konnte. Auch die letzte Rätin Anna hinterließ ihrem Gemahl Georg von Werdenberg-Sargans ein großes Besitztum.

Am Schlusse dieser Reihe steht eine feudale Bündnerin, die *Elisabeth von Matsch*, die Gemahlin Friedrichs VII. von Toggenburg. Nach dem Tode ihres allzu strengen Gemahls fielen die rätischen Gerichte ihr zu. Die bündnerischen Untertanen wandten sich in ihrer Not direkt an die Gräfin-Witwe, die die Zeichen der Zeit erkannte und dem Bunde ihren Segen gab, der dann am 8. Juni 1436 geschlossen wurde und den Grundstein zum späteren Zehngerichtenbund legte. Dieser Bund verumglichte die vollständige Trennung der ehemals toggenburgischen Landschaften, auch wenn Elisabeth später auf ihr alleiniges Erbrecht verzichten mußte und statt des alleinigen Grafen nun fünf Feudalherren auftreten konnten. Somit darf Elisabeth von Toggenburg-Matsch, die ja bezeichnenderweise nach dem Tode ihres Gatten im Schloß Maienfeld ihre Wohnung aufschlug, als die Patin des Zehngerichtenbundes gelten.¹

2. Kriegerische Frauen der Neuzeit

Der rätischen Frau im Mittelalter war das Waffenwerk fern, sie lebte der Familie und

der Frömmigkeit. Es war ja die Zeit des Minnesanges, in der frauliche Würde und Schönheit hoch gepriesen waren. Die Nachrichten von den kämpfenden Frauen am Mundaun sind, wie noch einlässlicher zu besprechen ist, erst eine schöne Fiktion des 18. Jahrhunderts. Solche Lugnezer Amazonen hat es nie gegeben. Daß die Frauen der Walser im Sarganserland 1467 zum Waffendienst verpflichtet waren, also grundsätzlich für den Kriegsdienst herangezogen wurden, ist so außerordentlich, daß man darin wohl eher eine theoretische Vorsicht erblicken möchte.

Allerdings erzählt uns Campell im 44. Kapitel seiner *Historia Raetica* von einer *Frau Lupa* — übrigens wohl ein späterer Deutungsname —, die im Schwabenkrieg von 1499 im unterengadinischen Schleins österreichische Kundschafter durch falsche Nachrichten irrelitete und dann die in der Kirche selbst bei einem Trauergottesdienst versammelten Mitbürger zu deren Verfolgung aufrief, ja wie eine zweite Jeanne d'Arc eine Prozessionsfahne vorantragend, die Schleinser zur Tat begeisterte. Der Kern der Erzählung scheint durchaus richtig zu sein, doch ergriff ja Frau Lupa keine Waffe, ähnlich wie ja auch ihr Vorbild Jeanne d'Arc keinen Feind tötete.

Möglich ist, daß die Frauen von *Langwies* 1621 die spanisch-österreichischen Truppen zurückgeschlagen haben. Aber alte Quellen stehen dafür nicht ein. Auch der Name Frauentobel ist kein Beweis, da solche Bezeichnungen auch sonst vorkommen (z. B. in Davos, Peist usw.). In manchen ähnlichen Namen steckt auch im Sinne eines Geisterglaubens die Bedeutung Frau = Fee. Wenn endlich in Langwies die Frauen vor den Männern zum Abendmahl gehen, so ist dies auch an manchen andern Orten der Fall. Man fragt sich mit Recht, ob nicht die Schlacht-Erzählung diese Gewohnheit erklären wollte.

Anders steht die Sache für die Frauen in *Schiers*, die sich 1622 gegen die österreichischen Besatzungstruppen auszeichneten. Salome Lienhard tötete sieben Soldaten mit einem

Prügel, Katharina Haberstroh riß einem anderen das Schwert aus der Hand und tötete ihn damit. Anna Marugg erledigte einen Österreicher auf einem Stall. Wir haben hier echte Töchter der alttestamentlichen Judith vor uns.

Einzelne Heldentaten des Frauengeschlechtes sind aus sicheren Quellen für die *Franzosenzeit* überliefert. Wie die tapfere Marie Zbinden in Neuenegg 1798 den ersten ins Haus eindringenden Franzosen mit dem Karst niederschlug, so verhinderte Anna Maria Bühler in Ems 1799 die Bespannung eines französischen Geschützes, was dessen Eroberung durch die Oberländer ermöglichte.

Das Kriegerhandwerk ist an sich Männersache. Je mehr aber die Kriege seit den letzten beiden Weltkriegen Volkskriege werden, je größere Verluste der Zivilbevölkerung als der Armee zufügen, desto mehr wird auch die Frau als «starke Frau» das Unglück, das jeder Krieg für alle bringt, mitzutragen berufen sein, sei es im Hilfsdienst der Armee oder im Lazarett oder auch in der eigenen bedrohten Wohnung.²

3. Die fromme Frau des Barocks

Für beide Landeskirchen bedeutet die Barockzeit (ca. 1580—1750) eine tiefreligiöse und karitativ tätige Epoche. Das möge uns zunächst einmal der *Ehevertrag* des Hauptmanns Baptist von Rosenroll mit Barbara Dorothea von Salis-Marschlins aus dem Jahre 1718 belegen. Schon der erste Punkt ist typisch: «Der Bräutigam verspricht der Braut . . . alle eheliche Treue und Liebe . . . wie es einem ehelichen Cavalier und Ehrenmann gebührt.» Während der Vater Commissari Rosenroll nach eigenem Ermessen eine Summe für die Hochzeit, Kleider und Kleinodien bestimmt, verspricht der Vater Landvogt Ulysses von Salis seiner Tochter über das von ihrer Mutter Ererbte hinaus 3000 Gulden. Für den Fall, daß

Barbara Dorothea ihren Mann verlieren muß, was dann auch wirklich geschah, ist folgendes vorgesehen: Solange die Witwe nicht zu einer andern Ehe schreitet, behält sie das Haus des Gatten als Witwensitz und erhält noch 2000 Gulden an Gütern. Allenfalls vorhandene Kinder soll sie zu «adeligen Tugenden» erziehen (Nr. 8). In realer Erfahrung, wie es im Leben gehen kann, bestimmte der Vertrag fast am Schlusse: «Allfällige Mißhelligkeiten sollen Verwandte beilegen.» (Nr. 13.)³

Bei der großen Glaubensfreudigkeit der Barockwelt erfreute sich das *Familienleben* aufs Ganze gesehen großer Würde. Der Kinderreichtum spricht für die innere Gesundheit der Zeit, freilich war die Kindersterblichkeit auch groß, wie man heute noch anhand der Kirchenbücher der Dörfer nachweisen kann. Ehescheidungen blieben nicht nur in katholischen, sondern auch evangelischen Gegenden eine Seltenheit. Bekannt ist hier der Fall von Brigadier Johann Victor von Travers und der Französin Marie Marguerite l'Allemand de Châteaufort, die sich Ende 1719 in Frankreich verheirateten, aber nach der Geburt ihres Sohnes, des späteren Generals Johann Victor von Travers (1721—1776), sich nicht mehr verstanden. Die Frau beschuldigte ihren militärischen Gatten der Mißhandlung. Das Churer Gericht sprach wohl die Scheidung aus, nicht aber das kirchliche vor dem Nuntius in Luzern. Die Mutter interessierte sich aber stets eindringlich um das Wohlergehen ihres Sohnes.⁴

Wie sehr damals nicht Welteroberung und Weltgestaltung, sondern Weltverachtung aus den seelischen Tiefen deutlich an die Oberfläche gelangte, zeigen die Lieder der 1690 gedruckten *Consolazium dell' olma devoziusa*, also die Lieder der andächtigen Seele, vor allem das «Lied von der menschlichen Eitelkeit», dessen vierte Strophe lautet:

*Tgei ei bellezia, tgei ei grondezia,
Tgei ei rihezia, tgei beins e praus!
Tgi se segira dil mund e mira
Sin via ventira vegn enganaus.*

Der Schönheit Prangen, des Ruhms Verlangen,
Die blüh'nden Wangen, ach, Eitelkeit!
Sie werden entfärben, sie werden verderben,
Du sollst erwerben die Ewigkeit.

Die siebente Strophe wendet sich unmittelbar an das schöne Geschlecht:

«Du schönes Gesicht, o du Mädchen, du wirst wie das Eis bald schmelzen. Was meinst du eigentlich, warum bekränzest du dich, warum spannst du dich wie die Saiten der Geige, indem du dich schmückst.»

Das «Lied vom Fegfeuer» schildert die farbige Tracht der schönen Oberländerinnen, die das Hinderfür mit der weißen Haube und die runde Schlappe mit Spitzen tragen. Besonders das vom deutschschweizerischen Unterland eingeführte Hinderfür, das in Bünden nie allgemeine Mode wurde, bezeichnet der Dichter als fremdes und hoffärtiges Kleidungsstück, für das einst im Fegfeuer gebüßt werden sollte, weshalb er auch weiterfährt: «Das lag mir sehr am Herzen, für alle meine Schuld, ich große Pein erdulde', Mein Hirn macht tausend Schmerzen.» Im Gegensatz zur barocken Freude an Reichtum und Pracht singt eine eigene Canzun das Hohe Lied der Armut (*O cara pupira, ti gronda ventira*). Dieses Lob war gerade in dieser festfreudigen Zeit sehr angebracht.⁵

Harte Armut herrschte zwar im barocken Bündnerlande nicht, aber noch weniger Luxus bei den unteren und mittleren Schichten. Man beachte nur die kleinen Häuschen des 17. und 18. Jahrhunderts mit den offenen Küchen bis zum Dach und den kleinen Fensterchen, die nur wenig die Wärme zusammenhielten. Es gab Wohnungen, wo nicht einmal eine Stiege ins Obergemach führte, sondern eine Leiter, oder wo das Ofenloch die ganze Verbindung herstellte. Wie wenig hier von Luxus die Rede ist, erhellt das Verzeichnis einer verstorbenen Ehefrau aus Laax vom Jahre 1728, wo von Pfannen und Kessel, von der Herdkette und der Schöpfkelle, von Mistgabel und Spaten, von Tischtüchern und Lederseilen, von Butterfaß und Schwein die Rede ist, und

doch waren es ehrenwerte und habliche Bauersleute.⁶

Die Zeitgenossen des Barocks waren nicht nur fromm, sondern sogar überfromm, indem sie zu sehr die Macht der bösen Geister überschätzten. In den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges und der Bündner Wirren war die Angst vor dem Teufel und seinen weiblichen Werkzeugen, den *Hexen*, zu einem eigentlichen Wahne entwickelt. Im ganzen Bündnerlande gab es angeblich Hexen, in Klosters, Castels und Langwies ebensogut wie in Avers, Vals und Waltensburg. Am letzteren Orte warf man einer sogenannten Hexe 1672 vor, sie habe einem Waltensburger in den Mund geblasen, so daß er einige Wochen krank im Bette liegen mußte. Einer Kindbetterin habe sie ein blaues Ei gegeben und sie anderntags gefragt, ob sie noch gesund sei. Schließlich wurde die Hexe gefoltert und zum Tode durch Enthauptung verurteilt. Man sagte den Hexen nach, daß sie nachts auf den Plätzen oder auf den Bergen tanzten und die Söhne der Leute berühren oder küssen, die dann am anderen Tage krank seien oder sterben. Sie streuen, so wurde ihnen auch vorgeworfen, Asche auf die Wiesen, so daß das weidende Vieh an vergiftetem Grase zugrunde gehe. Viele dieser Malefiz-Personen waren einfach geistig nicht normale Leute. Das Tragische war, daß dieser Hexenglaube auch bei den theologisch gebildeten Vertretern der Oberschicht Glauben fand. Erst im Verlaufe des 18. Jahrhunderts nahm er mehr und mehr ab.⁷

Charakteristische Frauen der Barockzeit sind selten näher zu umschreiben. Es fehlen dafür die chronographischen Quellen. Doch möchten wir zum Abschluß noch eine solche bedeutende Frau namhaft machen, es ist die bekannte *Hortensia Gugelberg von Moos* (1659 bis 1715). Sie gehört wesentlich zur barocken Welt, da die religiösen Fragen sie am meisten interessierten. Aber sie deutet doch schon auf die folgende naturwissenschaftlich interessierte Periode hin, wie ihre Beobachtungen der menschlichen Natur und ihr Studium der Pflanzenwelt offenbaren. Bezeichnend ist auch ihr Briefwechsel mit dem Zürcher Naturfor-

scher Johann Jakob Scheuchzer. Man hat sie schon die erste Ärztin des Bündnerlandes genannt, da sie selbst den Leichnam eines Knechtes seziierte, um die eigentliche Ursache von dessen Tod zu erkunden. Doch handelt es sich hier mehr um eine medizinische Tätigkeit autodidaktischer Natur. Bündner wird noch bis Ende des 19. Jahrhunderts auf die erste eigentliche Ärztin warten müssen. (Siehe unten.)⁸

4. Die elegante Dame des 18. Jahrhunderts

«Das Jahrhundert der Frau», so hat man das 18. Säkulum überschrieben. In der Tat, so war es auch. In Rußland bestand eine fast ununterbrochene Frauenherrschaft, bestiegen doch damals vier Frauen den Zarenthron, zuletzt noch Katharina II. In Frankreich erreichten zwar keine Frauen den Königsthron, aber die Maitressen Ludwigs XV., eine Marquise von Pompadour und die Gräfin Du Barry, wußten sich Einfluß zu verschaffen, auch Marie Antoinette, die Gemahlin des sechzehnten Ludwig. In England regierte Königin Anna und in Österreich Maria Theresia.

Zu den regierenden Frauen kommt noch die frauenhafte Atmosphäre des 18. Jahrhunderts hinzu, die Vorliebe des Rokoko für elegante Figuren, ganz im Gegensatz zum Barock, dem körperliche Fülle ein Ideal war, die Bevorzugung der Flöte (Friedrich II.), die Beliebtheit der Schäferspiele und Opern, das Aufkommen des Sonnen- und Regenschirmes, die Herrschaft der Perücke und des Zopfes, der Schönheitspflästerchen und des Puders.

Die Stimmung der Zeit war wie gemacht, um Poeten zu ermuntern, zu Ehren der Frauenwelt ihre Lyra erklingen zu lassen. In einem Churer Liederbuch von 1785 werden denn auch die *Lugnezenerinnen* in höchsten Tönen gefeiert:

Körper, wo Gesundheit thront,
Jung an Frost und Hitz gewohnt,
Immer von der Hochzeit an
Ihren Männern zugetan.

Mäßigkeit stärkt ihren Leib,
Arbeit war ihr Zeitvertreib,
Müßigung und Kleiderpracht
War verhöhnet, ward verlacht.

Ausgerechnet in diesem Liederbuch erscheint die Nachricht von den weiblichen Heldentaten in der Schlacht am Mundaun, also an die 430 Jahre nach dem angeblichen Ereignis:

Doch die Weiber aus dem Thal
Achten nicht der Feinde Zahl;
Holten bald zur Gegenwehr
Steine, Felsenstücke her,
Welzten die vom Berg herab,
Stürzten manchen Feind ins Grab,
Daß die andern alle flohn
Vor des Steinehagels Drohn.

Als einzigen Hinweis geschichtlicher Natur fügt das Lied hinzu, daß seit dieser Zeit die Lugnezerinnen den Platz auf der rechten Seite einnehmen:

Das Gedächtniß dieser That
Dankbarkeit verewigt hat:
Weiber sitzen dort im Land
Männern zur rechten Hand.

Das tapfer gereimte Lied war die Quelle für Heinrich Ludwig Lehmann, einen Magdeburger Emigranten, der Hauslehrer der Familie von Jecklin in Rodels war, diese Anekdote in seinem Buch über Graubünden (1797) als angeblich geschichtliche Nachricht weiterzugeben. So sehr sie auch des historischen Wertes entbehrt, so ist sie doch kulturgeschichtlich ein vollgültiger Zeuge für die Geistigkeit des 18. Jahrhunderts.⁹

Dieses Säkulum war auch die Zeit der geistreichen Salongespräche. So wußte Madame de Staël (1766—1817) ihr Schloß in Coppet VD zum Treffpunkt der Intellektuellen der Schweiz und Europas zu machen. In kleinem Kreise konnte dies *Franziska von Salis-Zizers* (1732 bis 1806) nachmachen. Sie war eine geborene Beßler aus Uri, die mit Johann Heinrich von

Salis-Zizers, dem Baron und Maréchal de Camp, verheiratet war. Die «Marschällin» in Zizers pflegte Beziehungen nach allen Richtungen, mit geistlichen und weltlichen Herrschaften hohen Standes. Vor den Jakobinern floh sie 1799 nach Feldkirch, kehrte dann aber wieder in ihre Residenz zurück.¹⁰

Gut bekannt mit der geistreichen Frau in Zizers war der Disentiser Abt Kolumban Sozzi (1764—1785), der sich damals überhaupt mancher unglücklichen Frau in Bünden und im Veltlin annahm. Sein großes politisches Talent und seine vielen Beziehungen machten ihn zum gerne angerufenen Nothelfer der Zeit. Viele Sorgen bereitete ihm Frau *Claudia Moscati*, eine geborene Lamberdengi, die Gemahlin eines angesehenen und verdienten Professors an der Universität Mailand. In der Fastenachtszeit im März 1775 zeigte sie sich «in Mannskleidern masquiert» mit dem älteren Sohne des Vincenz von Paravicini in der Stadt Chur. Die Stadtobrigkeit ließ beide abfassen und zunächst im Hause des österreichischen Gesandten Buol in Reichenau internieren. Abt Kolumban, der mit der Familie Moscati bekannt war, legte sich ins Mittel, da ja sowohl die Entführte wie auch der Entführer ihre Tat bereuten. Um Frau Moscati irgendwie unterzubringen, sandte Abt Sozzi überallhin seine Expresßboten. Schließlich konnte er ihr ein Asyl im Frauenkloster Seedorf (Uri) verschaffen, wo jedoch die Mehrheit der Nonnen sie nicht dauernd behalten wollte. Als sie sich anschickte, Seedorf zu verlassen, waren es wieder die gleichen Nonnen, welche sich gegen die Abreise der Signora Moscati aussprachen. Jedenfalls bezahlte ihr Gemahl die nötigen Pensionskosten im ernerischen Asyl.¹¹

Von den Damen des 18. Jahrhunderts sind noch viele *Porträte* in Privatbesitz erhalten, die alle auf den Stil der Zeit hinweisen. So kleidete sich Maria Barbara geb. von Toggenburg († 1807), die Gemahlin des Hauptmannes Andreas Philipp von Castelberg, in eleganter Weise: hohe Haube, großer Ausschnitt, blumengeschmückter Rock, Ringe und Armschmuck, dazu Windfächer, alles im Geschmack des Rokoko. Schon eine Stilstufe

weiter präsentiert sich Maria Margaretha Paula geb. von Castelberg († 1793), die Gemahlin des Landrichters Conradin Andreas von Castelberg. Die aristokratische Frau trägt keine oder doch nur eine ganz bescheidene Haube, eine einfache Frisur, gerade geschnittenen Ausschnitt, typisch für die Zeit des ausgehenden 18. Jahrhunderts mit ihrer Betonung der klassischen Einfachheit und ihrer bekannten Devise: *Retour à la nature*.¹²

Schon ganz im klassischen Kleid des Empire erscheint *Angelica Kauffmann*, mit *Carriera* und *Vigée-Lebrun* die berühmteste Malerin des 18. Jahrhunderts. Ihr Vater stammte aus dem Bregenzerwald und arbeitete als Maler im Dienste des Churer Bischofs. Hier in Chur vermählte er sich in zweiter Ehe mit der einheimischen Cleopha Luz. So kam Angelica in der rätischen Hauptstadt 1741 zur Welt. Wie weit die Mutter ihrer Tochter das Talent vermehrte, steht dahin. Die Familie zog schon im nächsten Jahre ins Veltlin, später nach Mailand und Florenz, Rom und London. Herder nennt die Malerin «vielleicht die kultivierteste Frau in Europa», die sich der Freundschaft Winckelmanns und Goethes erfreuen durfte, immer aber bescheiden und zurückhaltend blieb. Ihre Kunst stand ganz im Banne der klassischen Werke. Bezeichnenderweise fand sie auch ihr Grab im Jahre 1817 in der *Roma Aeterna*.¹³

Das Leben Angelikas ruft eine andere ähnliche Erinnerung wach. Katharina Deflorin von Tavetsch heiratete Johann Columban Diogg von Ursern, deren Sohn der berühmte Maler *Felix Maria Diogg* ist (1762—1834), der großartige Porträtist. Gewiß hat hier Bündnerblut und Bündner Nachbarschaft auf den Künstler glücklich eingewirkt. Nicht auf dem Gebiete der Malerei, wohl aber der Musik ist ein analoger Fall zu melden. Johann Peter Rheinberger in Vaduz heiratete die Elisabeth Carigiet aus Disentis, deren Familie durch musikalische Begabung hervortrat. Den Eltern Rheinberger-Carigiet entstammt *Josef Rheinberger* (1839—1901), der sich als weltlicher und kirchlicher Komponist eines großen Rufes erfreute und als Kapellmeister am bayri-

schen Hofe und auch als Organist in München wirkte. Seine oft weichen klassizistisch abgerundeten Werke gewannen viele Freunde.¹⁴

5. Die Frauen im 19. Jahrhundert

Im Säkulum nach der französischen Revolution spielten die Frauen eine größere Rolle. Schon daß sich ein Historiker von Namen, wie das Johann Andreas von Sprecher (1819 bis 1882) war, einem seiner kulturhistorischen Werke den Titel «*Donna Ottavia*» gab, zeigt die veränderte Lage.

Noch mehr, die Frauen selbst griffen zur Feder, um die Ideen und Persönlichkeiten ihres Geschlechtes zu schildern. Da ist Johanna Gredig (1840—1935) aus Zuoz, wohnhaft in Castasegna, zu nennen, die unter dem Pseudonym *Silvia Andrea* Erzählungen aus der bündnerischen und schweizerischen Geschichte darbot. «Die Rhätierin» spielte zur Zeit der augusteischen Eroberung des Landes. «Wilhelm Tell» enthielt das ergreifende Kapitel: «Vielwerthe Frauen aus den Waldstätten», in dem die Fürstäbtissin des Fraumünsters hervorsteht. Aus dem Borne bündnerischen Vergangenheit schöpfte auch *Tina Truog-Saluz* (1882—1957), die Tochter eines Bündner Ingenieurs in Bern und Chur. Fast immer begegnen wir in ihren Werken verinnerlichten Frauen- und Mädchengestalten, die in Liebe und Leiden den Kampf ums Leben bestehen («Soglio», «Mengiarda», «Die letzten Tarasper» usw.). Ähnliches ist von der Heinzenberger Bauerndichterin *Nina Camenisch* (1825 bis 1912) zu sagen, wie schon die Titel ihrer Veröffentlichungen verraten: «Die Gedichte eines bündnerischen Landmädchens», «Die Garnstrangen», «Sieben Schwestern» und «Des Mädchens Traum vom Totenvolk».

Zu diesem illustren Trio bündnerischer Frauen dürfen wir noch zwei etwas anders geartete, aber keineswegs weniger bedeutende hinzufügen, wir meinen Emilie Lendi und Meta von Salis-Marschlins. *Emilie Lendi* (1870 bis 1925) stammte aus Tamins. Als Tochter eines im Engadin praktizierenden Arztes er-

wählte auch sie den Beruf ihres Vaters und konnte sich daher nach ihren medizinischen Studien in Zürich in Samaden als erste bündnerische Ärztin betätigen. Daneben betrieb sie eifrig Musik und vernachlässigte ihre Kenntnisse im Französischen und Englischen nicht. Sie gehörte auch zu den ersten Frauen, die mit zwei Bergführern den Piz Bernina bestieg. Später siedelte sie sich nach Glarus über, da dort ihr Gemahl Philipp Mercier als Jurist und Politiker wirkte. Auch hier entfaltete sie eine große medizinische Tätigkeit. Besonders unvergessen blieb ihr uneigennütziges Wirken für die Taubstummen. Der mehr im bündnerischen und außerbündnerischen Heimatlande wirkenden praktischen Ärztin gesellen wir die weltgerieste und international bekannte *Meta von Salis-Marschlins* (1855 bis 1929) zu, die als «der einsamste, stolzeste und

zarteste Mann» ihrer Epoche bezeichnet wurde. In Zürich bei Gerold Meyer von Knonau zur Historikerin gemacht, veröffentlichte sie ihre Studien über Kaiserin Agnes von Poitou und über Katharina Sforza. Vor allem aber trat sie unerschrocken in vielen Vorträgen und Artikeln für die Gleichberechtigung der Frau ein.¹⁵

Schade, daß diese Vorkämpferin nicht mehr den 7. Februar 1971 erleben durfte, in vieler Hinsicht das Schlußereignis auch der Geschichte der bündnerischen Frau. Auf dieses Datum könnte man im Sinne der beglückten Frauen jenes Wort schreiben, das einst der Dichter Ferdinand Freiligrath auf den Revolutions-Monat des Jahres 1848 verkündete:

Glückauf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar.

Anmerkungen

¹ Näheres über die Rechtsstellung der Frau, ihre Rolle in Politik, Mystik und Kunst im Mittelalter siehe I. Müller, *Glanz des rätschen Mittelalters*, Calven-Verlag 1971.

² Vgl. zum ganzen Kapitel: Frauen rechts, Männer links. Historische Platzverteilung in der Kirche. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 57 (1961) 65—81.

³ Bündner Monatsblatt 1914, S. 109—110.

⁴ P. Flisch, General J. V. von Travers, 1912, S. 10. Zum Ganzen Sprecher/Jenny, Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert, 1951, S. 7—8, 286—292.

⁵ A. Maissen-A. Schorta, Die Lieder der Consolaziun. 1945, S. 31, 182—184, 196—198, dazu A. Maissen-W. Wehrli, Geistliche Volkslieder aus romanisch Bünden, 1942, S. 26—27. (Deutsche Übertragungen von P. Odilo Zurkinden.)

⁶ Bündner Monatsblatt 1918, S. 307—309.

⁷ Schmid-Sprecher, Zur Geschichte der Hexenverfolgungen in Graubünden. Jahresbericht der hist.-antiquar. Ges. v. Graubünden 48 (1918) 73—252 und Bündner Monatsblatt 1955, S. 33—41.

⁸ Siehe Äskulap in Graubünden 1970, S. 15—16, mit Literatur.

⁹ G. Riedi im Bündner Monatsblatt 1936, S. 294—295 und M. Schmid, Marschlins. Eine Schule der Nationen, 1951, S. 28—29.

¹⁰ Guido von Salis-Seewis, Johann Ulrich von Salis-Seewis. Ein bündnerischer Geschichtsforscher, 1926, S. 35, 38, 201. I. Müller, Die Fürststube Disentis im ausgehenden 18. Jahrhundert, 1963, S. 197—199.

¹¹ Jahresbericht der historisch-antiquarischen Gesellschaft von Graubünden 92 (1962) 34—38.

¹² E. Poeschel, Die Familie von Castelberg, 1959, S. 357, 376, 522, dazu Taf. 19 und 21.

¹³ U. Christoffel in Kindlers Malerei-Lexikon 3 (1966) 546—548 und Bündner Monatsblatt 1941, S. 303—310.

¹⁴ W. Hugelshofer, Felix Maria Diogg, 1940, S. 11, und Ischi 45 (1959) 10 über Rheinberger.

¹⁵ Kurz-Biographien und Literaturangaben über die bündnerischen Schriftstellerinnen des 19./20. Jahrhunderts in: Bedeutende Bündner, 2 (1970) 264—266, 415—429. Über E. Lendi siehe Äskulap in Graubünden, 1970, S. 16—18.